



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Meßleny, Richard: Zur neueren Goethe-Literatur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zur neueren Goethe-Literatur

Von Dr. Richard Meßleny



Die Musterung, die hier über einige Goethestudien vorgenommen werden soll, maßt sich nicht die Eigenschaft einer allgemeinen Übersicht über neuere Goethe-Literatur an. Die hier zu besprechenden Werke fanden sich vielmehr zufällig auf dem Redaktionstisch der Grenzboten zusammen.

Ein weitgefaktes, allgemeines Ziel setzt sich das Buch Theobald Ziegler's: „Goethes Welt- und Lebensanschauung.“ (Verlag von Georg Reimer, Berlin. 1914. Preis 2.40 Mark. 126 Seiten.) Zu bieten, was der Titel verspricht, wäre sicherlich eine bedeutende und begrüßenswerte Leistung gewesen, eine, die nie ein für allemal abgetan werden kann, sondern von neuem Daseinsberechtigung erhält, so oft ein großer Geist neubildend, neuschaffend an das Phänomen Goethe herantritt und der ewigen Sphinx neue Fragen vorlegt. Allein dies geschieht nicht so häufig, wie man gerne glauben möchte. Aber auch ohne ein Neuland des Goethegedankens zu entdecken, überhaupt ohne irgendwie neue Erkenntnisse zu ernten, wären wir dem Verfasser schon dankbar gewesen, wenn es ihm wirklich gelungen wäre, in seiner klarverständlichen Sprache, auf 126 Seiten die vorhandenen, ja die allzugeläufigen Erkenntnis-elemente mit kühner, starker Systematik zusammenzubauen, und aus den so wohlbekannten Steinen, die er verwendet, ein Gebäude zu schaffen, deren Teile sich tragen und stützen. — Das ist leider nur zum Teil erreicht. Das Kompendium blickt doch überall durch und wir bekommen nur den Leitfaden in die Hand, der uns belehrt, auch zu den gangbaren Problemen heranzuführt, das übrige müssen wir aber selber „supplieren“. Sicherlich mußten das die Hörer von Professor Ziegler nicht in dem Maße tun, wie seine Leser — allein das beste Vortragsheft ist noch kein Buch; bloße stilistische Haut- und Gesichtspflege kann diese Umwandlung auch nicht bewirken. Die Gültigkeit dieser Bemerkung sei nicht auf den vorliegenden Fall beschränkt. Ist es doch geradezu zur Ansfitte geworden, jeden Vortrag schnurstracks in Buchform erscheinen zu lassen.

Im Heft 39 1913 der Grenzboten habe ich den ersten Band von Traumann's Faustkommentar besprochen. Nun liegt auch der zweite Teil vor. Goethes „Faust“ nach Entstehung und Inhalt erklärt. Zweiter Band: Der Tragödie zweiter Teil. (Oskar Beck, München. 1914. Preis

6.— Mark. 424 Seiten.) Wir stehen heute ungefähr denselben Vorzügen, denselben Nachteilen gegenüber. Allein für den zweiten „Faust“ dasselbe zu leisten wie für den ersten, war nicht nur weit schwieriger, sondern auch verdienstvoller. Schwieriger, weil für den ersten Teil das Werk Minors vorlag, das meiner Ansicht nach von Traumann weder übertroffen, noch ersetzt, höchstens im einzelnen, etwa anmerkungsweise ergänzt, vervollständigt wurde; verdienstvoller, weil nun die in mancher Hinsicht ebenbürtige Leistung Traumanns den leider nur bis zum Schlusse des ersten Teiles gediehenen Minorschen Kommentar ergänzt.

Die Entstehungsgeschichte des zweiten Faust behandelt der Verfasser auf den ersten 110 Seiten. Die Fülle der sorgfältig aneinandergereihten Angaben zeugt von Traumanns großer Bewandtheit, von seinem gründlichen Wissen und seiner Genauigkeit. Die Schwierigkeit einer solchen Systematisierung des ungeheueren historischen Stoffes darf sicherlich nicht unterschätzt werden, wenn man sich auch die gar zu äußerliche Fassung oder Handhabung des Begriffes „Entstehung“ bei Traumann nicht aneignen möchte. Tatsächlich bietet Traumann eher das wertvolle, wissenschaftlich einwandfrei gestichtete Material zu einer Entstehungsgeschichte des zweiten Teils, als diese selbst. Die Teile hätten wir in der Hand, und zwar vollständiger, besser, übersichtlicher als bisher — „fehlt leider nur das geistige Band!“ Den größeren Teil des Werkes nimmt die eigentliche Erklärung ein, und der Verfasser hat hierin seine exegetische Begabung nicht verleugnet.

Vortrefflich ist der Aufbau der Tragödie klargelegt, die führenden Gedanken in ihrer Kontinuität durchgehend beleuchtet, und der Sinn der einzelnen Gestalten mit feinem Empfinden enthüllt, ohne daß der Verfasser zu unbegründeten, oder nur persönlich begründeten Hypothesen griffe, eine Gefahr, die bekanntlich jeden Faustforscher bedroht. Für die Mühe des Lesens wird man von Traumann reichlich entschädigt und das will schon was heißen, denn die Mühe ist nicht gering: an Längen der Inhaltserzählung larmt der Verfasser nicht und seine etwas lahme Darstellung läßt auch nicht viel urkräftiges Behagen aufkommen. Es geht einem wie mit dem Baedeker: überaus nützlich — und man atmet auf, wenn man ihn beiseite legen darf. Jedoch es ist ganz gewiß der Mühe wert und ich könnte keinem, der sich ernstlich mit Faust beschäftigen will, für den zweiten Teil einen besseren, verlässlicheren Führer empfehlen.

Zur Faust-Literatur werden wir auch ein anderes Werk zu zählen haben, das sich uns in diesem Zusammenhang wie eine neue, wundersam liebliche Landschaft auftut. Man sieht sich um, späht nach Brücken, erblickt sie nicht und weiß nicht, wie man herübergekommen, da doch nachträglich die große Kluft zwischen dem Bisherigen und dem Neuen gar zu sichtbar ist. Die Werke der Goethe-Literatur, die man mit Genuß und Erbauung lesen kann, sind zu zählen und um gerecht zu sein, muß betont werden, daß zunächst meist Belehrung ihr Ziel ist, — nicht Genuß und Erbauung. Julius Burggraf aber ruft uns in seinen „Goethepredigten“ (Mfr. Töpelmann, Gießen, Preis 4 Mark)

zu Genuß und bietet wirklich Trost und Erbauung. Mit dem Maßstab philologischer Fachliteratur ist hier nichts anzufangen, so reich und ausgiebig das Werk auch wissenschaftlich genährt ist. Ein starker, mutiger Geist spricht sich hier über einzelne Teile des Faust aus, fest verharrend auf dem ihm besonderen Standpunkt des liberalen, wirklich liberalen protestantischen Geistlichen. Eine Vorbedingung für das Verständnis dieses genuß- und anregungsreichen Werkes, ist eine klare Fassung des ihm eigenen Problems. Der Standpunkt des positiven Christen, der innerhalb seiner Kirche steht, ist von vornherein gegeben und die Frage ist die: welche religiös-moralischen Gefühlswerte findet der evangelische Christ im Faust? Das Werk wird also zunächst für alle, die auf Burggrafs Standpunkt stehen, eine wertvolle Gabe sein, denn sie finden durch ihn den Weg zu jenem Größten, der es gerade ihnen nicht leicht gemacht hat. Ohne Vertuschung und Beschönigung, ohne dialektische Künste, mit heiligem Ernst, tiefem Glauben und solidem Wissen gestaltet Burggraf das mögliche Verhältnis des evangelischen Christen zum größten Werk des „dezidierten Nichtchristen“. Die Wissenschaft aber wird das im besten Sinne des Wortes nichtwissenschaftliche Buch Burggrafs keineswegs beiseite legen dürfen. Zweierlei sind hierzu die Gründe: das Verhältnis des Faustwerkes zur Bibel ist eine kaum geklärte Frage und wenn Burggraf sie auch nicht im entferntesten erschöpft, so deutet er viele viele Wege an, die ein forschender, kritischer Geist, nicht der feurige, herzugewinnende und erhebende Gottesbekenner, zu gehen haben wird, ehe wir das Verwandtschaftsverhältnis zwischen der lutherischen Bibel, der hebräischen Poesie, wie sie bei Herder lebte, und dem „Faust“ werden ganz übersehen können. Dann aber wird Burggrafs Buch uns allen, Goethelesern und Forschern, eine grundsätzliche und wertvolle Lehre geben können, ganz abgesehen von dem Genuß, den seine lebendige, jugendwarme Darstellung bietet, die himmelweit entfernt ist von pastoraler Amtssprache. Protestanten, Katholiken, Juden, Atheisten, Freireligiöse, Monisten usw. — sie alle zusammen sind bloß die Nation: was Goethe heute der Nation ist, können wir nur ermessen, wenn wir den Faust in allen Kirchen singen hören. Möge sich bloß in jeder Kirche ein Sänger wie Burggraf finden. Und um jedes Mißverständnis zu vermeiden, will ich dies Gleichnis mit den Kirchen ganz zu Ende führen. Goethe und Faust lassen sich noch auf ganz anderen Wegen im Innersten erleben, als auf denen, die im philologischen oder philosophischen Ordinariat münden. Der Faust des liberalen oder orthodoxen Geistlichen, des Juristen, des Kaufmannes, des Militärs, des Landwirtes und meinetwegen des Landstreichers wird uns ebensoviel zu bieten haben, vorausgesetzt, daß der Faustbekenner, sei er welcher Art er wolle, das höchste Glück der Erdenkinder, uns wie Burggraf verbürgt: nämlich die Persönlichkeit.

Den zwei durch ihre religiöse Problemstellung verwandten Fragmenten, oder richtiger Fragmentgruppen: Mahomet und Prometheus widmet Saran eine ebenso gelehrte wie anziehende Untersuchung (Franz Saran, Goethes Mahomet

und Prometheus, Halle a. S. bei Max Niemeyer, 1914). Obwohl er durchaus innerhalb der Grenzen einer Spezialuntersuchung bleibt und methodische Fragen unmittelbar kaum berührt, auch streng philologisch im Sinne des Einzelfalles verfährt, zwingt er den Leser dennoch wie wenige, nachzudenken, sowohl über Verfassung und Beschaffenheit der deutschen Literaturwissenschaft überhaupt, wie über die allgemeinsten methodologischen Grundfragen dieses Faches im besonderen. Wir wissen alle, daß die Germanistik einer tiefgehenden Wandlung entgegensteht. Es ist wie ein Blick, den man in die Zukunft tun darf, wenn man inmitten der vielen grauen Gesichter die markanten Züge eines Gelehrten erblickt, der vor allem Mensch ist und Menschen bildet nach seinem Bilde. Was die Schwere der wissenschaftlichen Rüstung, die Vollständigkeit der verwendeten Quellen und die kritische Genauigkeit ihrer Handhabung anbelangt, so steht Saran keinem nach. Dennoch hat das Buch einen gerechten Anspruch auf die Beachtung der weiteren Kreise aller derer, für die Goethe eine niemals endgültig zu beantwortende Lebensfrage bleibt, wes Berufes sie auch sein mögen. Dieser Anspruch liegt nicht verankert in der äußeren Gefälligkeit der Darstellung — es wäre Schmeichelei, Saran diesen „Vorwurf“ zu machen —, oder auch nicht in einer bloßen Mannigfaltigkeit, die vom Grundsatz ausginge, „wer vieles bringt, wird manchem etwas bieten“, sondern in der entschlossenen und restlosen Durchführung einer streng wissenschaftlichen Methode, die aber keinem Vorgänger auf der Schulbank abgesehen wurde, sondern als der vergeistigte Ausdruck eines Charakters vor uns steht und eines Mannes, der mit klammernden Organen das Leben erfaßt hat und seine Wissenschaft vor allem aus dieser Quelle nährt.

Im Gegensatz zum überwiegenden Teil unserer Goetheforschung rückt Saran das Werk selbst in die Mitte der Betrachtung. Aus den Werken selbst, aus ihrem methodisch herausgearbeiteten und in den Zeitzusammenhang eingestellten Gedankeninhalt schöpft er in erster Linie jede Erklärung, während alles Biographische, alles von außen Herankommende erst in zweiter Linie herangezogen wird. Der Weg, auf dem dies im vorliegenden Falle der Mahomet- und Prometheus-Fragmente möglich war, war ein theologischer, religionsgeschichtlicher. Ich zweifle nicht daran, daß Saran mit derselben Freiheit in einem anderen Falle den wirtschaftspolitischen oder naturwissenschaftlichen Weg gehen würde, wenn die Natur des Problems ihm diesen Weg deutete, in jedem Falle aber wird ihm die papierne Wand der Fakultät nicht standhalten. Die beiden Fragmente, die so oft behandelt und so wenig verstanden, mit Recht als die intimsten Offenbarungen des jungen, in der religiösen Wandlung begriffenen Goethe vor uns stehen, erklärt uns Saran als die Frucht der Auseinandersetzung Goethes mit dem orthodoxen Christentum seiner Freunde und ihren Bekehrungsversuchen einerseits, mit der rationalistischen Weltanschauung andererseits. Unbeirrt von dem Namen Prometheus und Mahomet, führt uns eine scharfe Sichtung und eine für die vorliegenden Fragmente bisher unerreichte Systematik des gedanklichen Inhalts auf eine innerlich begründete Stoffgeschichte.

Wie uns an Hand dieser Darstellung Schritt für Schritt das tiefere Verständnis der beiden wunderbaren Bruchstücke aufgeht, in ihrer Gesamtheit und in ihren Einzelheiten, so erleben wir auch Zug um Zug die Entfaltung des religiösen Fühlens in den entscheidenden Jahren des jungen Goethe. Unbefriedigt, sowohl von der Zerrissenheit und mangelnden Sinnfälligkeit seiner bisherigen äußeren Erfahrung, wie von der Flachheit kirchlich-konfessioneller Metaphysik, wendet er sein verirrtes Auge zur Sonne. Im Kreise der Klettenberg vertieft sich das Verlangen des Gottsuchers und auf der Grundlage neuplatonischer und mystischer Christologie vereinigt sich der Einfluß der großen Irrationalisten seiner Zeit: Rousseau, Hamann und Herder. Die poetische Einwirkung Klopstocks, der Gegensatz zu ihm bietet Goethe den vielverzweigten Seeleninhalt, den er ins Realistische, ins Sinnlichgestaltbare umbiegt, ohne in die Aufklärung zu verfallen. Diesen Vorgang bietet uns Saran als Deutung und Erklärung der beiden Fragmentgruppen. Es ist uns unmöglich, an dieser Stelle im einzelnen seinen Beweisführungen nachzugehen oder auch nur in den wenigen Fällen, in denen es uns nötig erscheint, einen Vorbehalt auszusprechen. Es würde dies den Rahmen dieser Betrachtung sprengen. Es sei nur noch einmal darauf hingewiesen, daß uns hier eine der wenig zahlreichen Arbeiten vorliegt, die wir allen Grund haben, als lebendige Literaturwissenschaft mit Freuden zu begrüßen.

Egmont gilt die Arbeit G. Kleibers: „Studien zu Goethes Egmont“ (Verlag von Reinhold Kühn). Die knappe Abhandlung von nur 63 kleinen Druckseiten erhebt nicht den Anspruch, die Probleme von Egmont monographisch zu erschöpfen, sondern versucht bloß das zentrale Problem herauszugreifen. Nun ist aber leider dieser Griff vorbeigeraten. Kleiber stellt sich die Frage: ob denn Egmont „wirklich nur die dichterische Verherrlichung genialer Leichtlebigkeit“ wäre, oder ob er „durch Kampf und Sieg zur Freiheit, zu wahrer sittlicher Größe“ gelangt sei? (S. 12.) Schon mit der Frage rennt der Verfasser offene Türen ein. Sie mag noch Scherer, Hettner, Buhlhaupt und Bielschowsky gegenüber berechtigt sein, R. M. Meyer und Munder (11. Band der Cotta'schen Jub.-Ausgabe) gegenüber ist sie's nicht und auch andere haben in Egmonts Entwicklung den Sinn wahrgenommen, den Kleiber mit dem Wort bezeichnet:

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.“

Diesen nicht neuen Gedanken aufsteigender sittlicher Läuterung im Egmont hat Kleiber feinsinnig und umsichtig durchgeführt, nicht ohne die Grenze zwischen selbstverständlicher Haltung des hochadeligen Herrenmenschen und dem Märtyrertum des tragischen Helden zu verkennen und zu verwirren. Der Stoa, der majestätischen Haltung eines Ritters, schreibt der Verfasser allzuviel Bedeutung zu, wenn er meint, daß darin, in der würdigen Haltung, die Wandlung des Ritters zum Helden gestaltet sei. Gute Haltung auch am Schafott ist in Kreisen vererbter Erziehung, entwickelter Lebenskultur im Formalen, etwas Selbstverständliches. Eine Egmont-untersuchung — übrigens weder eine überflüssige, noch reizlose Arbeit — müßte

von anderen Voraussetzungen ausgehen. Zunächst von dem unverhohlenen Bekenntnis, daß wir einer poetisch mißlungenen Kristallisation, keinem organisierten Gebilde gegenüberstehen, daß Egmont sogar notwendigerweise mißlingen mußte. Zur Zeit der Vollenbung war der Dichter diesem Plan innerlich entfremdet, nicht die Poesie, sondern schriftstellerische Ökonomie trieb ihn neuerdings Hand anzulegen. In der Morgenstunde aufkeimender Freiheitsgedanken wurde Egmont empfangen, als sich das drohend chaotische Gewölk der Revolutionsidee noch nicht erkennen ließ, — beendet aber erst während des zweiten römischen Aufenthaltes, im Sommer 1787. Der Freiheitsdrang des Jünglings hat ganz anderen Gedanken, Stimmungen Platz gemacht, und der Zwiespalt zwischen dem Inhalt des vorliegenden Fragments und dem der gegenwärtigen Stunde in des Dichters Brust ward nur notdürftig vertittet. Wichtiger als die poetisch-ästhetische Ehrenrettung Egmonts wäre also die volle Erkenntnis dieses Zwiespaltes. Die ursprüngliche, jugendlich empfundene Freiheitsidee, in wirklichkeitsentrückter, bezaubernder Unbedingtheit stand auf der einen Seite, die reife soziale Kritik des Vielerfahrens auf der anderen. Daß gerade der römische Kirchenstaat eine kommende Auflösung des ancien regime in des Dichters prophetischem Geiste vorahnen ließ, ist nichts Überraschendes. Da läßt er denn — und mit einer sozialen Differenzierung, vor der wir billig staunen dürfen — alle Kräfte des Feudalstaates aufmarschieren, so gleichsam, als wollte er noch einmal selber sehen, was sie, den besten Willen, die größten Fähigkeiten vorausgesetzt, zum Wohle der Menschheit leisten könnten. In finsterner Größe ragt das hieratische Königtum Philipps empor, neben ihm steht Alba, nicht ein Bühnentyrann, sondern groß in seiner Treue zum König wie Hagen, auch er getragen vom Glauben, dem Besten zu dienen und nicht sich selbst, ein Vertreter des Ministerialadels, der aus dem Gedanken der absoluten Fürstengewalt heraus ein staatlich garantiertes Bürgerglück erstrebt; ihnen steht der eigentliche Adel, das territoriale Herrentum, feindlich gegenüber, eigensüchtig im unbedingten Wollen zur Selbsterhaltung, ist diese Eigensucht auch wieder im höchsten Sittlichen begründet, denn ein Dranien, ein Egmont ist ja das Volk, die Nation in ihrer völkisch bedingten höchsten Blüte, in ihrer bodenständigen aber auch reinsten Läuterung. Sie sind der blühende Obstbaum, der auf dem von Millionen niedrigerer Wesen qualvoll gedüngten Felde gewachsen ist, in ihnen sehen alle Enterbten sich selbst, verschönt, verherrlicht. Doch der Boden unter ihnen ist hohl; es wogt und brandet. Der ungestaltige Demos selbst erhält Gestalt kraft der zwingenden Gegenfäßlichkeit der Goetheschen Anschauung, in der Jämmerlichkeit der Bürger einerseits, in der Gefühlsgröße Klärchens anderseits. Nicht Gutes und Böses, sondern nur das verschiedene Gute und Böse aller gesellschaftlichen Schichten prallt aneinander und zerreißt die Existenz Egmonts, um vor dem Hochgericht des Dichters ihr Wesen zu offenbaren, sich zu rechtfertigen, ihm klarzulegen, welche Daseinsberechtigung jeder einzelnen innewohnt, um ihm zu sagen, wer für das Ganze, für die

Menschheit, für die Humanität das Größte leisten könne, der König oder der Adel, das Volk oder der dämonische Held, der große Einzelne. Absichten sind das alles, die im Egmont stecken, noch mehr im Zwiespalt zwischen dem Egmont von 1772 bis 1775 und dem von 1787, Blümenträume, die nicht reifen, oder doch nicht im Egmont. Es ist sonst nicht die Art meiner Kritik, vom Birnenbaum Kirschchen zu fordern, vom Verfasser die Lösung meiner Probleme zu erwarten. Dennoch mußte ich hier die Beschaffenheit des Egmontproblems nach meiner Auffassung dartun, wenn meine Behauptung, Kleiber habe sich vergriffen, als er die bereits gelöste Frage der sittlichen Entfaltung Egmonts in die Mitte gerückt, nicht in der Luft hängen bleiben sollte.

Eine ganz besondere Art von Goethebüchern, die ich als technisch-wissenschaftliche Leistungen bezeichnen möchte, werden immer zahlreicher. Ausgaben, Zusammenstellungen von Goethestellen (von und über ihn) unter den verschiedensten Gesichtspunkten gehören hierher. Diese Veröffentlichungen sind von recht verschiedenem Wert, ja man kann über die grundsätzliche Berechtigung mancher von ihnen sehr verschiedener Meinung sein.

Die im Verlag der Ratsbuchhandlung C. Bamberg in Greifswald erschienene Doktordissertation von Oskar Kanehl: „Der junge Goethe im Urteile des jungen Deutschland“ nimmt eine Zwischenstellung ein: sie ist nicht ganz technisch und nicht ganz gestaltend, erfüllt aber mit tüchtiger und verlässlicher Arbeit die Orientierung, die der Titel verspricht.

Der Wert eines technisch-wissenschaftlichen Wertes, wie Hans Gerh. Gräff nun bis zum zweiten Band (1. Hälfte) des dritten Teiles gebieheten: „Goethe über seine Dichtungen“ (Frankfurt a. M., 1914, Rütten u. Loening), ist für den Goetheforscher unschätzbar. Die Verlässlichkeit und die vortreffliche Einordnung des ungeheuren Materials hat längst jede Kritik erübrigt und wir sehen dies vortreffliche Nachschlagewerk überall angewendet.

Zu den wertvollsten technischen Leistungen der Goetheforschung gehören selbstredend die Ausgaben. Da können wir die Unternehmung von Prof. von der Leyen, die weniger zugänglichen kleineren Briefgruppen aus dem ungeheueren Goetheschen Briefschatz in Einzelbänden herauszugeben, nur mit der lebhaftesten Freude begrüßen. Was als erste Probe, als augenblickliche Verwirklichung des großzügigen Planes geboten ist, entspricht auch durchaus den Erwartungen, die wir an die Person des Herausgebers zu stellen gewohnt sind. Es liegt vor: „Goethe und seine Zeitgenossen.“ Herausgegeben von Prof. von der Leyen: „Goethe, Kestner und Lotte.“ Herausgegeben von Dr. Eduard Berend. (Verlag Steinicke u. Lehmkühl, München.) Das geschmackvoll schlicht ausgestattete, übrigens nicht gerade billige Bändchen — es kostet 3 Mark — vereinigt Briefe Goethes und Äußerungen über ihn aus der Wertherzeit. Wie sehr gerade diese Dokumente uns die entscheidende, wenn auch vorübergehende Seelenlage des Dichters offenbaren, ist allbekannt, und es war trotz des mannigfaltigen bisherigen Abdrucks nicht überflüssig, sie so leicht zugänglich zu machen. Die editorische Leistung des

Dr. Berend kann als gewissenhafte Anwendung sozusagen fertigen Materials anerkannt werden, da dasselbe nicht allein in der Weimarer Ausgabe, sondern wenigstens zum größten Teil von Morris im „Jungen Goethe“ aufs beste durchgearbeitet wurde.

Wie dem auch sei, gute, gewissenhafte Ausgaben des Goetheschen Briefwechsels werden immer Zuspruch haben, was mir weniger sicher zu scheitern für die Art von Veröffentlichungen, wie sie uns von Heinz Amelung und von Theodor Schauffler vorliegen. Amelung hat im Anschluß an die Georg Müllersche Propyläen-Ausgabe von Goethes Werken, sozusagen eine Rundfrage unter Goethes Zeitgenossen vorgenommen. („Goethe als Persönlichkeit.“ Berichte und Briefe von Zeitgenossen, gesammelt von Heinz Amelung. I. Band, 1749 bis 1797. Georg Müller 1914. 400 Seiten.) Die Durchführung der Sammlung von Äußerungen über Goethe ist zu loben. Neben manch unbedeutendem Wort, neben vielen allbekannten Schriftstücken sind bisher schwer zugängliche und interessante Aussprüche nicht allzufelten, um nur auf Seite 64, 131, 134, 365, 367 hinzuweisen. Mehr als Amelung ist Schauffler in seinem Buch („Goethes Leben, Leisten und Leiden.“ Karl Winter, Heidelberg. Preis 4,80 Mark) auf eine zitatenmäßige, Register- und Schlagwortanwendung eingerichtet. Solche Bücher können zu einer rein äußerlichen Anwendung des poetischen Gutes verleiten. Ihre Gefahr als technische Hilfsmittel der Forschung liegt darin, daß sie die für jeden Zweck nötige Belegsammlung fertig, losgelöst vom Zusammenhang, bieten. Der Benutzer könnte sich verleiten lassen, den förderlichsten Teil der Arbeit, das Lesen im ganzen, die geruhige Aufnahme des ganzen dichterischen Lebenswerkes, zu sparen und die Folge ist die Amerikanisierung, die so beklagenswerte, schon weit vorgeschrittene Verindustrialisierung — das schöne Wort ist dem Begriff ebenbürtig — der Literaturwissenschaft. Von hier aus ist der Schritt zur rein gewerbmäßigen Herstellung des Buches als Ware oft nicht mehr groß. In diesem Zeichen steht der Faustabdruck des Einhorn-Verlages in Dachau. (Preis 20 Mark.) Den Faust in würdiger äußerer Form erscheinen zu lassen, in Einband, Druck, Illustration etwas des Werkes Würdiges und für unseren zeitgenössischen Geschmack Bezeichnendes zu schaffen, war offenbar das lobenswerte Bestreben. Das Ziel ist nun in vielem verfehlt; es ist ein unruhiges, üppiges, schwüles Ding, dies Faustbuch, das nur zu sehr an Schwabing erinnert. Am Ganzen sind überhaupt nur die Holzschnitte von Walther Klemm ernst zu nehmen. Sein Titelbild, das Vorspiel auf dem Theater, Gretchen vor dem Münster (Wein schönes Fräulein) sind Blätter von packender Größe und Freiheit der Darstellung, die hoffentlich aus dem jetzigen Zustand des genialen Versuchs fortschreitend zu einer vollen, reifen Ausgestaltung einer neuen Faustillustration gelangen werden*).

*) Nach Abschluß dieses Berichts geht uns der erste Band des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft, das von Hans Gerhard Gräf im Auftrage des Vorstandes herausgegeben wird, zu. (In Kommission beim Inselverlag in Leipzig, 1915.) Wir werden später auf dies Unternehmen zurückkommen.